Benjamin Ziemann, *Veteranen der Republik. Kriegserinnerungen und demokratische Politik 1918–1933*. Aus dem Engl. von Christine Brocks, Bonn: Dietz 2014, 381 S., EUR 24,90 [ISBN 978-3-8012-4222-0]

Besprochen von **Rüdiger Bergien**: Berlin, E-Mail: bergien@zzf-potsdam.de

DOI 10.1515/mgzs-2016-0046

War die Weimarer Republik eine »Republik ohne Republikaner«? Zwar wird diese Frage heute nicht mehr so eindeutig bejaht wie in den ersten Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Doch die Debatte über das Ausmaß der Unterstützung, welche die Republik genoss, hält an. Vor dem Hintergrund dieser Debatte gilt die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg als ein Feld, auf dem die Republikaner von Beginn an ins Hintertreffen geraten waren. Sozialdemokraten und Liberale, so argumentiert etwa Reinhart Koselleck, hätten den Gefallenenkult einfach der Rechten überlassen. Entsprechend stand, so George L. Mosse, die überwiegende Mehrheit der deutschen Kriegsteilnehmer aufseiten des »nationalen Lagers«. Die Weimarer Republik, so die in der Forschung nach wie vor etablierte Lesart, scheiterte auch deshalb, weil die Republikaner es nicht vermochten, dieses zentrale Feld der politischen Öffentlichkeit mit eigenen Deutungsangeboten zu besetzen und die Kriegsveteranen für die neue politische Ordnung zu mobilisieren.

Gegen diese Sichtweise wendet sich Benjamin Ziemann nun in seiner Monografie »Veteranen der Republik«, die bereits 2013 im Original bei Cambridge University Press erschienen ist. Ziemann will zeigen, dass es eine explizit republikanische Kriegserinnerung und Gedenkpraxis gab und dass ein beträchtlicher Teil der Kriegsteilnehmer auf dem Boden der republikanischen Ordnung stand. Damit schließt der Autor an eine neuere Richtung der Erforschung der Weimarer Republik an, die deren Geschichte nicht als tragischen Niedergang abtut, sondern deren Potenzial, deren Leistungen und den Zukunftsoptimismus ihrer Protagonisten in den Mittelpunkt stellt (grundlegend nach wie vor Peter Fritzsche, *Did Weimar Fail?* In: *Journal of Modern History*, 68 [1996], 3, S. 629–656.) Zugleich knüpft Ziemann – mit Blick auf die Praxis der Kriegserinnerung, etwa die öffentlichen Gedenkveranstaltungen – an Arbeiten an, welche die performative Dimension einer politischen Kultur betonen (für die Weimarer Republik zuletzt Nadine Rossol, *Performing the Nation in Interwar Germany: Sports, Spectacles and Political Symbols, 1926–1936*, New York 2010).

Seinem Untersuchungsziel geht Ziemann im Rahmen von sieben Kapiteln nach. Das erste Kapitel behandelt die »kurze Spanne Zeit der Erkenntnis«, die Jahre zwischen 1918 und 1923, in denen die »Nie-wieder-Krieg«-Bewegung in Deutschland punktuell Massenzulauf hatte und das »nationale Lager« tatsächlich

geschwächt und der »nationalistische Mythos des Kriegserlebnisses« gerade nicht dominant war (S. 66). In diesen ersten Jahren war noch keineswegs ausgemacht, dass die Rechten das Feld der Kriegserinnerung bald monopolisieren würde. Es bedurfte veränderter innen- und außenpolitischer Rahmenbedingungen, um die Position der Rechten entscheidend zu stärken – etwa die Spaltung der USPD im September 1922 und die Ruhrbesetzung im Januar 1923.

In seinem zweiten Kapitel präsentiert Ziemann die Gründung des Reichsbanners als »eine der wichtigsten organisatorischen Erfolgsgeschichten der Weimarer Republik« (S. 79) und widerspricht entschieden dem u. a. von Dirk Schuhmann formulierten Befund, dass das Reichsbanner wie »Stahlhelm« und andere paramilitärische Verbände zur Militarisierung der Weimarer Republik beigetragen habe. Gestützt nicht zuletzt auf Artikel aus der Verbandszeitschrift »Das Reichsbanner« arbeitet er die Muster der von Reichsbanner-Angehörigen formulierten Kriegserinnerung heraus. Geprägt sind diese Erinnerungen, so Ziemanns Befund, durch eine Viktimisierung der einfachen Soldaten, durch die Betonung des Gegensatzes zwischen Offizieren und Mannschaften, aber durchaus auch durch eine Darstellung der »Härten des Fronteinsatzes [...] in einer realistischen Sprache« (S. 108), die dazu beitrug, dass diese Texte offenbar viel gelesen wurden. Freilich bleibt die Vorgeschichte der Novemberrevolution in den veröffentlichten Erinnerungen von Reichsbanner-Angehörigen ausgespart; tatsächlich vermieden sie in ihren Artikeln »sorgfältig jeden Hinweis auf ihren eigenen Beitrag zur Auflösung der deutschen Feldarmee« (S. 107).

Im dritten Kapitel veranschaulicht Ziemann diese allgemeinen Befunde anhand der »Kriegserinnerungen des Fritz Einert«, eines Reichsbanner-Aktivisten aus dem thüringischen Schmalkalden, einem aufgrund »seiner Reflexivität und seinem hochgradig persönlichen Charakter [...] einmalige[n] Dokument zur republikanischen Kriegserinnerung« (S. 145). Es ist für Ziemann nicht zuletzt deshalb von Bedeutung, weil es zeigt, wie tief die Gräben zwischen »Schwarz-Weiß-Rot« und »Schwarz-Rot-Gold« auch auf lokaler Ebene sein konnten. In seinem vierten und für seine Argumentation zentralen Kapitel über »öffentliche Gedenkrituale und republikanische Politik« nimmt der Autor die performative Dimension der republikanischen Kriegserinnerung in den Blick, das heißt, den Einfluss, den die Republikaner etwa auf die Gestaltung von Gefallenendenkmälern sowie auf den Ablauf von Gedenkveranstaltungen nahmen.

In den folgenden drei Kapiteln fächert Ziemann den Gegenstand auf und geht der republikanischen Kriegserinnerung auf weiteren Feldern nach. Er beschreibt die Suche nach einem nationalen Ehrenmal für die Gefallenen des Weltkrieges, die weniger an politischen Gegensätzen als an »immanenten künstlerischen Gründen« gescheitert sei: an der Schwierigkeit, im föderalen Deutschland ein Waldstück zu finden, das aus Sicht aller Akteure geeignet war, den als Ehrenmal

vorgesehenen »Ehrenhain« darzustellen (S. 225), wobei in der Tat bemerkenswert ist, dass sich Reichsbanner und »Stahlhelm« auf dieses Gedenkkonzept verständigen konnten. Im sechsten Kapitel widmet sich der Autor dem Feld der Militärgeschichtsschreibung und den Versuchen ehemaliger pazifistischer Offiziere, der populären, vom Reichsarchiv herausgegebenen Schriftenreihe »Schlachten des Weltkriegs« republikanische Kriegserzählungen entgegenzusetzen. Das siebte Kapitel schließlich stellt die »medialen Repräsentationen der Kriegserinnerung« in der späten Weimarer Republik in den Mittelpunkt und liest die einschlägigen Kontroversen etwa um Erich Maria Remarques »Im Westen nichts Neues« als einen Kampf um die Legitimität einer republikanischen Erinnerung an den Krieg.

In den drei zuletzt genannten Kapiteln verliert Ziemanns bis dahin sehr prägnante Darstellung ein wenig an Kohärenz; was auch daran liegen mag, dass zumindest das Engagement pazifistischer Offiziere sowie die Kontroversen um »Im Westen nichts Neues« bereits ausgiebig untersucht worden sind und ihre Analyse Ziemanns Kernargument nur stützt, nicht aber um neue Befunde bereichert. Nicht völlig überzeugend wirkt zudem sein Versuch, dem »Reichsbanner« im Feld der paramilitärischen Verbände der Weimarer Republik einen Sonderstatus zuzuschreiben. Gewiss: Ziemann benennt die Ambivalenzen der Geschichte des Reichsbanners, etwa den letztlich konfrontativen Charakter der von diesem getragenen Kriegserinnerung (S. 311) sowie eine männlich konnotierte Geselligkeit, die dem Reichsbanner nicht ganz zu Unrecht die Bezeichnung als »roter Kriegerverein« einbrachte (S. 91).

Doch macht der Autor keine Abstriche von seiner bereits in früheren Publikationen vertretenen These (bes. »Republikanische Kriegserinnerung in einer polarisierten Öffentlichkeit«. In: HZ, 267 [1998], S. 357–398), dass das Reichsbanner »nicht substanziell zur Militarisierung der Weimarer Kultur« beigetragen habe (»zumindest«, so setzt er bedenkenswerterweise hinzu, »nicht vorsätzlich«, S. 86, ferner S. 110, 307). Denn »viele Reichsbannermitglieder«, so schließt Ziemann aus ihren Veröffentlichungen, »trugen ihre militärischen Orden [...] nur mit großem Widerwillen« (S. 86) und präsentierten sich in ihren Marschkolonnen »gemäßigt und relativ unaufdringlich« (S. 307). Zudem seien viele Ortsgruppen nur unvollständig uniformiert gewesen, und die Pläne für eine militärische Ausbildung des Reichsbanners hätten nicht gefruchtet (S. 87) – so hält zumindest der hier als einziger Beleg angeführte interne Bericht der KPD aus dem Jahre 1926 fest. Hier sei nur am Rande bemerkt, dass selbst die SA Probleme damit hatte, ihre Mitglieder vollständig zu uniformieren und dass die KPD in Bezug auf die Wehrebereitschaft der »Klassenverräter« nicht unbedingt die verlässlichste Quelle darstellt. Wichtiger ist, dass der Wehrsport tatsächlich auch für das »Reichsbanner« in seinem »Kampf um die Jugend« und besonders in der Spätphase der Republik, angesichts der Radikalisierung seiner Gegner, eine wichtige Rolle

spielte; 1931/32 stellte die preußische Staatsregierung sogar Polizeibeamte ab, um Reichsbanner-Angehörige wehrsportlich ausbilden zu lassen (Karl Rohe, *Das Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold. Ein Beitrag zur Geschichte und Struktur der politischen Kampfverbände zur Zeit der Weimarer Republik*, Düsseldorf 1966, S. 365–74, 441–444). Zudem waren Reichsbanner-Mitglieder nicht nur Opfer, sondern wurden auch Täter politischer Gewalt – wenn auch in der Regel aus der Defensive heraus –, und zumindest in Teilen des preußischen Ostens wie in Ostpreußen bestand eine funktionierende Kooperation zwischen Reichsbanner und Reichswehr im Rahmen der geheimen Landesverteidigung.

Kein Zweifel: Das Reichsbanner und die von diesem getragene Kriegserinnerung wurzelten in einem gemäßigten Pazifismus und waren eine Stütze der republikanischen Ordnung. Doch diesen Verband auf seine pazifistischen Wurzeln zu reduzieren, heißt, auf jenes binäre Grundverständnis von der Weimarer Republik zurückzufallen, das mit Kategorien wie »republikfreundlich« und »feindlich« die ältere Forschung dominierte. Dieses Grundverständnis versuchen aber nicht zuletzt gerade jene neueren, auf die Polyvalenz und dynamische Offenheit der Weimarer Gesellschaft zielenden Studien zu überwinden, an welche Ziemann explizit anschließt.